

Salleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Dienstag 2. Juli 1895.

Verleger: Carl C. Grubbe, Halle a. S., Leipzigerstraße 57.

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen 2,50 A...

Anzeige-Gebühren für die halbjährliche Anzeigzeit...

Telegramme.

München, 2. Juli. Dem Delegierten des bayerischen Reichstages...

oder Müdenschaft Brenneren beträgt diejenige Alkoholvermehrung...

9143 Stimmen gegen den konfessionellen Kandidaten von Orelach...

Eine Rede des Großherzogs von Baden.

Der Großherzog von Baden hielt bei dem in Neulingen stattfindenden Gau-Verbandsfest des Militärvereins...

Deutsches Reich.

* Das Befinden der Kaiserin ist, wie uns aus Kiel telegraphisch gemeldet wird, auch gestern ein ganz vorzügliches...

Frankreich.

Ein großes Kanalbau-Unternehmen. Unseren neulichen Andeutung entsprechend, ist in der That das Projekt der Verwirklichung eines Kanals zwischen dem Atlantischen und dem Mitteländischen Meere...

Das neue Branntweinergesetz.

Die in der letzten Plenarsitzung des Bundesrates angenommenen Ausführungsbestimmungen zum neuen Branntweinergesetze...

Preussischer Landtag Abgeordnetenhause.

Das Abgeordnetenhaus hat heute den Gesetzentwurf über die Errichtung von Bergbau-Stationen in dritter Lesung abgelehnt...

Preussischer Landtag Abgeordnetenhause.

Das Abgeordnetenhaus hat heute den Gesetzentwurf über die Errichtung von Bergbau-Stationen in dritter Lesung abgelehnt...



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

[10] Roman von Doris Frein v. Spättgen.

„Was denn, Mathilde? Ich hoffe, Du haſt keine unſere Pläne und Wünſche gefährdenden Beobachtungen gemacht?“ verſetzte der Fürſt mehr ungeduldig als geſpannt.

„Nun, ſo ganz harmlos ſcheint die Sache nicht zu ſein. Ich glaube nämlich, Georgina's auffallende Scheu vor Schreckenſtein war nichts als ein ihr biſher ſelbſt unbewußtes Intereſſe für dieſen, welches jetzt, da das Eis endlich gebrochen zu ſein ſcheint, ſich mehr und mehr zu Tage drängt.“

„Nicht doch! Octavio bezeugte Brigitte heute ganz beſonders ſeine Aufmerkſamkeit, er wich nicht von deren Seite, und iſt viel zu weltgewandt und klug, unſer Wohlwollen und die ihm dadurch eröffneten Ausſichten durch dergleichen unvorſichtige Kofetterien zu verſcherzen“, gab der Fürſt halb unwillig zur Antwort.

„Ich rede ja auch nicht von ihm, obwohl ſein Auge für Georgin's Schönheit durchaus nicht unempfindlich zu ſein ſcheint. Indeß möchte ich für meine Nichte keine Garantie übernehmen“, ſagte die Fürſtin lächelnd.

„Dann bitte ich Dich, dieſer gelegentlich einige Andeutungen zu machen, daß Graf Schreckenſtein ein erklärter Bewerber unſerer Tochter iſt“ ermahnte eindringlich der Fürſt.

„D, ich ſetze großes Vertrauen in Georgina's Grundſätze und weiß, daß ſie der Couſine niemals in den Weg treten würde“, beſchwichtigte die Fürſtin in ihrer ſonſtfreundlichen Art.

„Wollt's ihr auch nicht rathen, denn Brigitte könnte eine gar gefährliche Gegnerin werden. Sie liebt Octavio und würde vor keinem Hinderniß zurückſchrecken, ihre Wünſche erfüllt zu ſehen. Ich denke, wir kennen ſie?“

Die Dame ſenkte und ſchaute eine Weile ſinnend in den nächſtlichen Park hinaus, dann legte ſie die Hand auf des Gatten Schulter und flüſterte leiſe:

„Und wie ſieht es mit Archibald? Du biſt in letzter Zeit ſehr verſchwiegen über dieſen heißen Punkt, allein dennoch ſehe ich, daß Du Dir im Stillen große Sorgen machſt.“

„Mit finſter gerunzelten Brauen ſah der Fürſt zu Boden und zögerte mehrere Sekunden, bevor er eine Erwiderung gab. „Es iſt meine Abſicht, morgen mit Archibald ein — ernſtes Wort zu reden, Mathilde. Ich werde Dir über das Reſultat Bericht erſtatten. Nun aber denke ich, wir gehen hinein, es wird kühl.“

Nach dieſen Worten reichte der Fürſt ſeiner Gemahlin den Arm und führte ſie ins Zimmer zurück.

Als Graf Schreckenſtein das Schloß verlaſſen und die Familie ſich bereits gute Nacht gewünscht, wurde Prinzessin Joachima auf dem Wege nach ihrem etwas entlegenen Schlafzimmer von einer aus dem dämmerigen Korridor ihr entgegen tretenden Geſtalt plötzlich angehalten.

Das gedankenvoll vor ſich hinſchreitende Mädchen wollte einen Auf der Ueberrafchung ausstoßen, brach aber ſofort in ein ſcheinbar heiteres Lachen aus.

„Carlos, Du biſt's, wie erſchreckſt Du mich! Es ſieht Dir gar nicht ähnlich, ſolche Späße zu treiben und ahnungsloſe Menſchen hinterrücks zu überfallen.“

Obwohl Joachima dieſe Worte ſo unbefangen wie möglich zu ſprechen verſuchte, unterließ ſie es nicht, des Veters Geſicht mit ängſtlich prüfenden Blicken zu muſtern. Daſſelbe zeigte einen merkwürdig unruhigen Ausdruck.

„D, es lag nicht in meiner Abſicht, Dich zu erſchrecken, Kouſine, ſei nicht böſe, bite“, ſagte er ſtockend und in einem ſeltſam vibrierenden, faſt klagenden Tone. „Ich wollte — mußte Dich nur fragen, ob — jene Aeußerung über Archibald — Du weißt ſchon, was — von Dir ernt gemeint war?“

„Mein Gott, wie ſonderbar Du fragſt, Carlos! Ich ſage nie etwas, was nicht ernt gemeint iſt, weil ich die Lüge und

alle Uebertreibung verabscheue.“ verſetzte das junge Mädchen, über das merkwürdige Verhör und das wilde Aufflackern in des Fragers Augen befremdet und erregt, ein wenig heftig.

„So, alſo wirklich ernt — wirklich ernt! Ich wußte es wohl — wußte es ſchon ſeit den erſten Tagen ſeines Hierſeins, als ich Euch Beide dort oben an der Terraffenbrüſtung ſo vertraut neben einander ſehen ſah. Brigittens heutige Worte haben meine Vermuthungen nur — noch beſtätigt!“

Leiſe, aber beinahe keuchend drangen dieſe abgeriſſenen Sätze über des Prinzen Lippen, während er plötzlich des Mädchens Handgelenk ergriff und leidenschaftlich drückte.

„Was fällt Dir ein, Carlos, ſo laſſe mich doch los. Du biſt krank und redeſt wie im Fieber“, rief ſie ungeduldig, indem ſie ſich ungeſtüm zu befreien verſuchte.

„Krank? Ja, krank, Du haſt Recht, mich daran zu erinneren! Manchmal vergeſſe ich das und glaube — denke — o, es iſt ſehr hart!“ Dabei ließ er die zarte Rechte los und ſchlug beide Hände vor ſein Angeſicht.

Entſetzt und von Mitleid erfaßt, ſchaute Joachima zu dem erregten Mann auf und ſagte ſanft begütigend:

„Carlos, verzeihe! Ich meine nur, daß Du Deine Phantafie nicht mit ſolch' thörichten Dingen beſchäftigen ſollteſt. Es machte mich ein wenig ärgerlich, weil ich mir Deine ſeltſamen Fragen nicht zu erklären vermag.“ Wie mit Purpur übergoſſen, ſenkte das reizende Mädchen den Kopf und ſetzte noch leiſer hinzu: „Etwas will ich Dir ſagen — aber mehr darf ich nicht verrathen: Ary hat mir ein — ein Geheimniß anvertraut, ſo groß und ſo wichtig für mich, daß ich es kaum faſſen, kaum tragen kann. Wenn Du es ernt erfährſt, wirſt Du begreifen, was ihn und mich ſo oft zuſammenführt.“

Mit eigenthümlich ſtarrem Geſichtsausdruck ſchaute der Prinz zu der holden Sprecherin nieder. Es wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen, ob er den Sinn ihrer Worte verſtanden oder nicht.

Als ſie geendet, nickte er ein paar Mal wie mechaniſch mit dem Kopfe und ſchritt mit müdem ſchleppendem Gang ohne Abſchied den Korridor entlang.

Benige Minuten ſpäter betrat die kleine Prinzessin ihr Schlafzimmer, allein zur größten Ueberrafchung fand ſie darin nicht die Joſe, ſondern Miß Jefferſon ihrer harrend.

Das Verhältniß der beiden ſowohl äußerlich als auch phyſiſch ſehr verſchiedenen jungen Mädchen hatte ſich, zu Brigittens Aerger, welche die Amerikanerin ſiets mit neidiſchen Blicken betrachtete, äußerſt freundlich geſtaltet. Die Fürſtin jedoch nahm dieſen Umſtand mit Befriedigung wahr, weil ſie darin einen Ableiter für Georgina's allzu häufige Beſuche bei den Weller's erblickte. Auffallend war es auch in der That, daß dieſelbe ſeit Archibald's Rückkehr nicht mehr ſo oft nach der Villa hinabging.

Noch lag ein Schatten über Joachima's ſonſt ſo ſonnellen Zügen, trotzdem aber rief ſie freudig aus:

„D, Georgy, wie nett! Mir iſt heute ganz fürchterlich ängſtlich und einſam zu Muthe, daß ich Ihr liebes ruhiges Geſicht mit Freuden begrüße.“ Dabei hatte ſie des Gaſtes niederhängende Hand ergriffen und lieblich an ſich gedrückt.

„Fürchterlich ängſtlich — wie ſo, Prinzefſchen? Hat Carlos Ihnen ſoeben etwas ſo Beunruhigendes mitgetheilt?“ fragte Miß Jefferſon anſcheinend neckend, jedoch mit prüfendem Blick, und erläuternd fügte ſie hinzu: „Ich trat gerade hier in die Thür, als ich gewahrte, wie Sie draußen auf dem Korridor von ihm feſtgehalten wurden.“

„Der arme Carlos, er iſt ſehr ſonderbar — ich möchte ſagen, anders, als er früher war.“ verſetzte die Gefragte ausweichend, während dunkle Rötthe die blendend weiße Stirn bezog.

„Gewiß, das habe ich längſt bemerkt — und gerade ſeinetwegen, um über ihn zu ſprechen, bin ich jetzt auf ein halbes Stündchen zu Ihnen gekommen, Joachima.“

„Glauben — fürchten Sie, daß er kränker ist, Georgy — das wäre ja schrecklich!“

„In diesem Sinne nicht. Aber eine andere Krankheit scheint ihn plötzlich befallen zu haben, die auf das Gemüth des armen Betters von folgenschwerer — unberechenbarer Wirkung sein kann“, sagte Miß Jefferson leise, indem sie zärtlich über das lichtblonde Gelock des jungen Mädchens strich.

„Warum schauen Sie dabei mich so bedeutungsvoll an, als ob ich die Schuld trüge an dieser — Veränderung?“ schmolte die Prinzessin ungeduldig, wobei sie sich bemühte, ihrer etwas schwankenden Stimme Festigkeit zu geben.

„Indirekt — vielleicht. Ihre blauen Augen, Ihre rosigen Lippen und dies goldige Haar sind wohl die Uebelthäter. Carlos ist eifersüchtig auf — Archibald! Nun wissen Sie, was ich meine!“

Mehrere Sekunden sah diese in trostlosem Brüten vor sich hin, wobei das ganze bisher streng verschlossene Weh des jungen Herzens sich in den beinahe noch kindlich holden Zügen abspiegelte. Mit einem Mal jedoch schlang sie beide Arme um der Freundin Hals und schluchzte leise.

„Georgy, ich bin ein unglücklich unglückliches Geschöpf, zu Leid und Enttägung geboren — alles Lachen und Fröhlichkeit ist nichts als Verstellung und Heuchelei — in meinem Herzen ist nur tiefe, hoffnungslose Nacht — denn — denn ich liebe — Carlos!“

„Ich ahnte es, Joachima!“ entgegnete die Amerikanerin sanft, die schlankte Gestalt der Prinzessin neben sich auf einen Stuhl niederziehend, welche in ihrer sprudelnden Lebendigkeit fortfuhr:

„Anfänglich hatte mich stets nur das innigste Mitleid zu ihm hingezogen — ich beobachtete ihn unaufhörlich und versuchte täglich, mir diesen, von der Natur mit so vielen Vorzügen ausgestatteten Mann ohne die drückende Last seines Lebens vorzustellen. — Wie imponierend mußte sein schönes Auge geblickt, wie beredt sein jetzt so herb geschlossener Mund damals gesprochen haben! Sein armer Geist erschien mir oft wie ein kranker Adler, der so gern, so hehlich den Flug nach oben zu nehmen versuchte, aber nach kurzen Aufstößen ermattet wieder herabsinkt. Warum — warum habt Ihr Alle Euch in den Gedanken eingelebt, Carlos' Leiden sei unheilbar? Ich glaube es nicht, will es nicht glauben! Ach, Georgy, es ist ein unselbiges Verhängniß, daß ich gerade ihn lieben muß!“ stieß sie, ähnlich einem Beheruse aus und verbarg das rosige Antlitz in der Hand.

„Der liebe Gott thut nichts umsonst, Joachima. Nicht als Verhängniß betrachte ich das, sondern als ein Glück.“ be- schwichtigte Miß Jefferson mit Wärme. „Sie behaupten ja

selbst, der Beter wäre seit kurzem auffallend verändert! Ich meine, etwas Mächtigeres — Allgewaltiges treibt den armen, flügelahnen Adler empor zum Licht. Die Liebe ist's, die Carlos gesprächiger — heftiger und leidenschaftlicher macht und zuweisen aus seiner müden Apathie herausreißt. Seien Sie getroßt, Prinzesschen — Tante Mathilde erzählte mir heute, der Onkel habe auf Archibald's ausdrücklichen Wunsch einen berühmten Nervenarzt aus Wien . . .“

„Doktor Leifinger etwa?“ fiel Joachima der Sprecherin hastig in die Rede.

„Ja, ja, Doktor Leifinger herberufen, um Carlos Zustand zu beobachten und sein Gutachten darüber abzugeben. Beten wir daher zu Gott, daß des berühmten Mannes Ausdruck ein wenig Hoffnung in sich schließen möge — für Sie und auch für Archibald, dessenwegen ich zittere!“

Wie in stummer Verzückung, mit gefalteten Händen hatte die Angeredete im Sessel gelehnt, nun hob sie den Kopf und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Irg's wegen, was meinen Sie damit, Georgy?“

„Daß ich Alles — Alles weiß — es vor Archibald's Rückkehr schon gewußt habe, und so schwach meine Kräfte vielleicht auch sind, im Stillen fortgesetzt für diesen wirkte!“

„O Georgy, Sie sind ein Engel! Nicht wahr, es ist doch rührend — zum Weinen rührend und so romantisch entzückend — und ich bin stolz Irg's Vertraute sein zu dürfen,“ sprudelten die rosenrothen Lippen hastig hervor. Die Amerikanerin lächelte und entgegnete kühlend:

„Bedenken Sie aber auch, daß Sie ein gefährliches, gewagtes Spiel spielen, Prinzesschen — daß Carlos' Eiferucht Ihnen Ihr schwieriges Werk noch erschweren wird? Seien Sie auf der Hut!“

„Bah! Mit Gottes Hülfe wird ja endlich einmal Alles klar werden, Georgy, und dann soll die böse Welt sehen, daß die kleine Joachima ein opferwilliges Herz und Muth hätte.“

„Sie sind jaquiniisch, wie ich sehe — das ist in diesem Falle ein Glück, gab Miß Jefferson ernst zur Antwort.

„Aber wer verrieth Ihnen unser Geheimniß?“ forschte die Prinzessin mit ängstlichem Blick.

„Das darf ich nicht sagen — vielleicht der blaue Ira — vielleicht — doch still, die Wände haben Ohren. Brigitte leidet zuweilen an Schlaflosigkeit und liebt es, des Nachts durch die Gänge zu schleichen. Sünden wir uns besonders vor ihr!“

Noch eine Weile sprachen die jungen Mädchen über unwichtige Dinge, dann wünschten sie sich herzlich gute Nacht und trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Zeitungsjunge.

Erzählung von Richard Harding Davis.

Uebersetzung aus dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Hesslefinger und der Zeitungsbob lagen ganz stille und bewegten sich nur mit der größten Vorsicht auf ihrem übrigens gar nicht unbequemen Lager.

Es verließen gut und wohl zwei Stunden, bevor sich jemand sehen ließ.

Gallegher hatte ein Duzend Mal mit verhaltenem Athem gehorcht, wenn er eine Bewegung vor der Scheunenthüre wahrzunehmen glaubte. Er war von Angst und Zweifel erfüllt. Er bildete sich ein, die Polizei habe den Kampf verboten, oder, was noch schlimmer war, auf eine so späte Stunde verlegt, daß Mr. Droyer die Stadt nicht mehr zur Zeit erreichen konnte, um seinen Bericht in die letzte Ausgabe der Zeitung aufnehmen zu lassen. Endlich verkündete ein kleiner Vortrab die Ankunft der Borer. Zwei Mann von jeder Parthie stellen sich links und rechts vom Thore auf. „Beilt Euch, meine Herren“, sagte der eine nervös, „laßt das Thor nicht länger als nöthig offen stehn.“

Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich, aber auserlesen. Die großen, weißen Mäntel der Farmer machten die Hauptzahl aus. Im Uebrigen einige Klubmänner, wohlgenährte Großhändler, einige Politiker, ein berühmter Schauspieler mit seinem Direktor, einige Mitglieder des Athletenklubs, einige Amateure und eine Anzahl streng unparteiische Sportsmänner, die von allen Seiten des Landes herbeigekommen waren. Mitten unter diesen Menschen saß Hade und ihm zur Seite Droyer. Hade sah fahl und abgehärtet aus. Sein Kinn steckte tief in einem wollenen Halstuch und sein bleiches Gesicht war, so gut es ging, unter einer Reisemütze aus Tuch versteckt.

Er fühlte sich gezwungen zu kommen. Sein Nichterscheinen hätte ihn, nun da Keplers Verdacht erwacht war, einer größeren Gefahr ausgesetzt. Aber hier, mitten in der Menge wurde er aufs Neue unsicher und unruhig und beinahe krank vor Schreck. Kaum hatte Hesslefinger ihn erblickt, so erhob er sich auf seine Ellbogen und war nahe daran, herunter zu springen, um seine Beute wegzuführen.

„Legt Euch ruhig nieder.“ flüsterte Gallegher, „kein Polizeidiener kann sich gegen den Haufen da unten nur drei Minuten halten.“

Hesslefinger glitt langsam zurück und vergrub sich wieder ins Heu, ließ aber den Mörder keinen Augenblick mehr aus den Augen, während der ganzen langen Vorstellung.

Die Reporter nahmen ihre Plätze in der ersten Reihe gerade an der Arena ein. Sie schauten jeden Augenblick auf ihre Uhren und baten den Ceremonienmeister, der den Borerkampf zu leiten hatte, nicht noch länger Zeit zu verlieren. Es wurde viel gewettet, die Spieler verschwendeten große Summen und Gallegher konnte keine andere Erklärung für diesen Leichtsinns finden, als daß sie alle verrückt seien.

Eine Kiste wurde in der Mitte der Arena gezogen und der Ceremonienmeister stieg hinauf. Mit energischen Worten machte er die Anwesenden aufmerksam darauf, daß die meisten sich schon verpflichtet hätten, die Ordnung aufrecht zu erhalten, aber es läge zugleich an jedem Einzelnen, seine Aufregung zu unterdrücken und eine tiefe Stille zu bewahren, um die Polizei nicht herbeizulocken, weil sonst die ganze Gesellschaft ins Gefängniß gesteckt würde. Zwei Männer von nicht sehr zutrauenweckendem Aeußern warfen nun zwei hohe Hüte in die Arena.

Diese Hüte gehören den beiden Börern. Die Menge kannte das Zeichen. Die Vorstellung sollte endlich beginnen. Es wurde gewaltig applaudirt und schmeichelhafte Bemerkungen begrüßten die Eigenthümer der beiden Hüte, als sie vortrat

Die Athleten warfen ihre Mäntel ab und standen nun in ihrer
 brennenden Nacktheit da. Ihre starken Muskeln glänzten beim
 Schein der Laternen. Alle Zuschauer erhoben sich, um besser
 zu sehen. Große Schweißtropfen standen auf den Stirnen der
 Wettenben und die Reporter unteruchten nervös die Spitzen
 ihrer Bleistifte. Von den Gurden aus schauten die wieder-
 tauenden Kühe verwundert auf die fremden Thiere, die sich be-
 reiteten auf ein gegebenes Zeichen auf einander loszustürzen und
 sich vielleicht zu erschlagen, um ihren Brüdern einen großen
 Genuß zu verschaffen.

„An den Platz!“ kommandirte der Ceremonienmeister.
 Als sich die beiden Boxer gegenüberstanden, herrschte tiefe
 Stille; mit Ausnahme der Regentropfen auf dem Dach und
 dem Stampfen eines Pferdes war kein Laut zu vernehmen.

„Los!“ schrie der Ceremonienmeister. Die beiden Männer
 nahmen ihre Boxerstellung ein, es schlug und klatschte auf nackte
 Muskeln und durch die Zuschauerreihen lief ein zufriedenes
 Murmeln. Der große Faustkampf hatte begonnen.

Dieser Kampf mit seinem Sieg oder Niederlage, seinem ab-
 wechselnden Glück, seinen merkwürdigen Vorkommnissen, ist den-
 jenigen, die schon oft Boxer gesehen haben, wohl bekannt und
 andere ziehen es vor, von den Einzelheiten verschont zu bleiben.

Es genüge zu sagen, daß dies einer der merkwür-
 digsten Faustkämpfe war, die Amerika je gesehen. Nach
 Verlauf einer Stunde war der Champion nicht mehr
 der Liebling des Publikums. Sein Gegner ging als
 Sieger hervor. Unter den grausamen, festen keulenartigen
 Schlägen mußte sich der Champion bald als überunden er-
 klären. Die Zuschauer hinter den Seilen konnten sich nicht
 länger beherrschen. Sie kümmerten sich nicht mehr um Keplers
 Ermahnungen still zu sein. Sie ließen unartikulirte Flüche,
 wilde Freuden- und Schmerzenseheule aus, als ob die Schläge
 sie selbst getroffen hätten.

Als ein Reporter aus New-York bemerkte, daß dies die
 größte Ueberraschung im Bereiche des Sportswezens sei, seit der
 Affaire Steemann-Sayer, nickte Herr Droyer beistimmend.

In all diesem Lärm und Erregung hatte beinahe Niemand
 drei Schläge gehört, die rasch auf einander gegen das Scheunen-
 thor geführt worden waren.

Es wäre übrigens auch zu spät gewesen. Die Thürflügel
 sprangen auf und ein Polizeiaffizient mit einer Truppe Unter-
 geordneter drang in die Scheune.

In der Verwirrung und allgemeinen Flucht, die
 nun entstand, konnte Niemand den Ausgang finden.
 Einige blieben wie versteinert stehen, als ob sie ein
 Gespenst gesehen hätten, andere versuchten halb außer
 sich die Polizisten zu bestechen und wieder andere stürzten sich
 kopfüber in die Krippen zwischen die Kühe und Pferde.

In jenen Moment, als das Scheuenthor geöffnet wurde
 und die Polizei hineindrang, ließ sich Heflesinger vom Heu
 heruntergleiten. Einen Augenblick schwebte er in der Luft und
 fiel dann mitten ins Kampfgewühl zu Boden. Befonder als ein
 Taschendieb stand er aber wieder auf den Füßen und sprang
 Hade wie ein Hund an die Kehle.

Von den Weiden war der Mörder verhältnismäßig der
 Ruhigere.

„Na! Na!“, flüsterte er, „nehmen Sie die Hände weg!
 Warum Gewalt brauchen? Es ist ja kein so schreckliches Ver-
 brechen einem Borerkampf beigezogen zu haben. Ich habe einen
 hundert Dollars-Zettel in der Tasche, nehmen Sie ihn und
 lassen Sie mich gehen. Niemand sieht es, aber so nehmen Sie
 doch!“

Aber Heflesinger hielt ihn nur um so fester.
 „Ich verhafte Sie wegen Diebstahls“, sagte er mit ge-
 dämpfter Stimme. „Folgen Sie mir rasch, Sie wissen wohl
 nicht, wer ich bin! Können Sie mein Polizeischild unter dem
 Mantel nicht fühlen? Ich habe die Ordre und alles ist, wie
 es sein soll. Wenn wir aus diesem Loch hinaus sind, sollen
 Sie meine Papiere sehen.“

Er ließ mit einer Hand Habes Kehle los und nahm ein
 Paar Handeisen aus der Tasche.

„Es ist ein Irrthum! Sie beleidigen mich!“ leuchte der
 Mörder bleich und athemlos, aber voll Energie und fest ent-
 schlossen, seine Freiheit zu bewahren.

„Lassen Sie mich los! Hören Sie! Hände weg!
 Sie sind verrückt! Sehe ich vielleicht wie ein Dieb aus?“

„Ich weiß schon, wenn Sie gleichen“, sagte Heflesinger
 und schaute seinem Opfer ins Gesicht. „Na wollen Sie mir
 ohne weiteres Geschwäg, als Dieb folgen, oder soll ich erzählen,
 wer Sie sind und weshalb ich Sie verhafte? Soll ich Ihnen

Ihren richtigen Namen sagen? Soll ich? Ja oder nein? Ant-
 worten Sie rasch, soll ich?“

Es lag ein solcher Triumph, etwas so unbeschreiblich Wildes
 in Heflesingers Gesicht, daß der Gefangene begriff, daß er ent-
 deckt sei. Er wäre umgefallen, wenn die Hände an seiner Kehle
 ihn nicht festgehalten hätten. Die Augen des Verbrechers
 öffneten sich einen Moment, schlossen sich dann aber sogleich
 wieder und er stöhnte mit erstickter Stimme.

Gallegher, der in der Nähe stand, verschlang diesen Auf-
 tritt mit seinen Augen. Aber selbst ein so geriebener Ver-
 brecherkennner wie er, konnte sich eines Gefühls des Mitleids nicht
 erwehren.

„Am Gottes Willen“, bat Habe, „lassen Sie mich
 los! Kommen Sie mit auf mein Zimmer, ich will
 Ihnen die Hälfte der Summe geben. Ich will ehrlich
 mit Ihnen theilen, dann verschwinden wir beide. Unser Glück
 ist gemacht. Sie werden Ihr Leben lang reich sein, hören Sie,
 was ich sage?“

Zum Lobe des Polizisten muß bemerkt werden, daß er nur
 die Lippen fester zusammenpreßte. „Ja, das ist gut“, sagte er,
 „noch besser, als ich es erwartet. Sie gestehen alles von vorn-
 herein. Na, vorwärts also!“

Beim Scheuenthor wurden sie von zwei Polizeibedienten
 angehalten, Heflesinger lächelte zufrieden und zeigte ihnen sein
 Polizeischild.

„Ich gehöre zur Byrnes Mannschaft“, erklärte er. „Ich
 bin wegen dieses Mannes hierher gekommen, ein Dieb Charlie
 Lane, alias Charleton. Der Polizeimeister hat meine Papiere
 gesehen, Alles ist in Ordnung. Ich muß nur noch seine Sachen
 aus dem Wirthshause holen, dann gehts nach der Station, zum
 Nachtzug nach New-York.“

(Fortf. folgt.)

Das Räuberwesen in Italien.

Die Liebhaber der Räuber-Romantik brauchen noch nicht zu
 trauern, denn das italienische Räuberwesen, der vielgestaltete
 „Brigantaggio“ ist noch nicht verschwunden. Zwar hat sich manche
 italienische Regierung des letzten Vierteljahrhunderts viele Mühe ge-
 geben, das Unwesen auszurotten, und mehr als einmal ist der Welt
 stolz verkündet worden, jetzt stehe der letzte Räuber hinter Schloß
 und Riegel. Aber es war jedesmal nichts damit. Auch Herr Crispi
 hat sich mehrfach angestrengt, um des Uebels Herr zu werden, aber gleich-
 falls umsonst, ja gerade in den letzten Jahren hat das Räuberwesen
 wieder einen neuen Aufschwung erlitten. Mit Interesse wird man da-
 her lesen, was ein Kenner seiner Landsleute, Herr Scirio Sighele, über
 diesen Zweig des italienischen Volkslebens zu sagen weiß. Er hat in die
 „Revue des Revues“ einen Aufsatz über das italienische Räuberwesen
 der Gegenwart geschrieben, und wir gestatten uns, den Lesern daraus
 das Wichtigste mitzutheilen.

Auch Sighele tröstet die Liebhaber der Räuber-Romantik und
 spricht die Ueberzeugung aus, daß die Nachfolger Fra Diavol's noch
 lange nicht aussterben werden; im Gegentheil. Immerhin hat sich
 das Räuberwesen, dem Zuge der Zeit entsprechend, mehr centralisirt.
 Es giebt gegenwärtig auf dem italienischen Festlande nur drei
 Räuberhauptmänner, sozusagen im aktiven Dienste: Tiburzi, Fiora-
 nanti und Ansuini. Aber sie sind außerordentlich thätig und sind
 im Stande, sich zu vervielfältigen, so daß die Drei die Geschäfte von
 Zwanzig verrichten. Tiburzi, genannt der Gemit von Lomona, ist
 ein Ochsentreiber aus dem Flecken Cellere bei Bitterbo in der Provinz
 Rom. Er ist 1847 geboren und wurde 1872 wegen Straßentrabs,
 Erbreuung und Muehelnmordes zu lebenslänglicher Galeere ver-
 urtheilt.

Im Jahre 1874 gelang es ihm, aus den Salinen von Torneto
 Tarquinia zu entkommen, und seither hat man ihn nie wieder er-
 wisch. In den Gebüsch, Sümpfen, und Wästen des Maquis, wo
 man nur den Galopp der wilden Pferde hört, weiß er sich vor jeder
 Polizei sicher und er läßt über die platonische Gerechtigkeit, die Sted-
 briege gegen ihn erläßt — im Ganzen sind es jetzt 17 — und eine
 Belohnung von 10,000 Lire Demjenigen verspricht, der ihn den Be-
 hörden überliefert. Um dies zu begreifen, muß man das Maquis
 kennen. Es ist ein niedriges Gebüsch mit nur wenigen offenen Stellen,
 unerforscht und unerforschbar, mit zahlreichen engen Schluchten, Ver-
 steilen und Abgründen. Tiburzi, der alle Winkel des Maquis kennt,
 lebt dort so sicher, wie auf einer Insel, die auf allen Seiten
 vom Weltmeer umgeben ist.

Die Bauern, weit entfernt davon, ihn zu verrathen, unterstützen
 ihn, bringen ihm Brod, Wein, Tabak, benachrichtigen ihn, wenn die
 Polizei beabsichtigt, eine Jagd im Maquis zu veranstalten, mit einem
 Worte, sie thun für ihn den Sicherheitsdienst, den der Präfect und
 die Polizisten naiver Weise gegen ihn organisirt glauben. Man soll
 aber darum nicht denken, daß dieser Räuber unaufhörlich in irgend
 einer Höhle des Buschwerks sich versteckt halte. Tiburzi kommt häufig
 nach Rom, wo er sich vergnügt wie ein großer Herr; er hat sogar
 Reisen ins Ausland gemacht. Tiburzi ist reich; er hat mehrere Tausend
 Franken jährlicher Einkünfte zu verzehren. Seine Lebensweise hat sich

nämlich seit einiger Zeit geändert. Mord, Raub und Diebstahl mit bewaffneter Hand sind ihm ohne Zweifel als viel zu veraltete und unbecommene Mittel erschienen, um sich eine Existenz zu verschaffen. Er hat etwas Besseres zu finden gewußt. Er stiehlt nicht mehr und tödtet nicht mehr; er setzt einfach die Bevölkerung in regelmäßige Kontribution. Er ist mächtiger als die Regierung; er vertreibt es, Steuern zu erheben, wie es sein muß; ganz systematisch. Kleine und große Eigenthümer der Gegend bezahlen ihm regelmäßig jeden Monat eine bestimmte Abgabe, je nach Können der Eine wenig, der Andere viel; von einem einzigen reichen Bestzer bezieht er 4000 Lire jährlich. Dafür garantiert Tiburzi den Eigenthümern die Sicherheit ihres Lebens und ihre Güter. Die Armen, wenn sie nichts zu essen, wissen ihrerseits ihn zu finden. Er giebt ihnen Geld, mit dem er immer reichlich versehen ist. Der königliche Staatsanwalt von Viterbo sagte dem Verfasser vor einiger Zeit, seit Tiburzi da sei, habe sich die Zahl der Verbrechen und Vergehen in seinem Bezirke beträchtlich gemindert. Warum? Weil schon die Anwesenheit Tiburzi's alle anderen Uebelthäter fernhält. Sie wagen es nicht, einen Diebstahl auszuführen, ein Haus anzuzünden oder Jemandem mit bewaffneter Hand anzugreifen, weil sie wissen, daß Tiburzi sie dafür strafen würde. Er hat versprochen, die Eigenthümer zu beschützen, die ihm dafür bezahlen, und er macht sich eine heilige Pflicht daraus, sein Versprechen zu halten und jede Verletzung durch Andere an diesen zu rächen. Es ist wie in einem Teich; die großen Raubfische fressen die kleinen. So tödtet der große Räuber Tiburzi die kleinen Räuber aus, und dieser Bandit, der gefährlichste aller Missethäter, ist die Hauptursache der Abnahme der Verbrechen in seinem Bezirk. Ja er macht nicht nur, daß die Verbrecher abnehmen, es kommen auch gar keine Verbrechen da vor, wo er wohnt. Begeht nun aber Tiburzi selbst ein Verbrechen im juristischen Sinne des Wortes? Sicher nicht. Er hat das Verbrechen in einen Vertrag, den Diebstahl in eine Abgabe verwandelt. Man bezahlt ihn, damit er nicht morde und nicht stehle. Man weiß nicht, soll man mehr die Schlaubicht bewundern, die eine solche Verwandlung zu Stande bringt, oder über die Feigheit sich entrüsten, die sie sich gefallen läßt. Immer bricht bisweilen der Mörder in Tiburzi wieder durch. Wenn er Einen im Verdacht hat, daß er ihn verrathen habe, so straft er ihn durch einen Flintenschuß, der nie fehl geht. (Schluß folgt.)

Allerlei.

Händliche Kämpfe. Das „All. Wiener Extrabl.“ erzählt: Auf dem Gerichtstische liegt eine leinene Frauenjacke, zerfetzt und deutliche Wulspuren tragend, daneben, auf einem Bogen Zeitungspapier ausgebreitet ein Büschel röthlichen Frauenhaares. Es hat den Anschein, als sollte ausnahmsweise vor dem Bezirksgerichte Mariabild über einen Mordgefallen gerichtet werden, doch zeigte es sich bald, daß der Straffall, um den es sich handelt, viel harmloserer Natur sei. Die zwei Angeklagten, die vor den Richter treten, stehen nicht unter der Anklage des Raubmordes, sie haben sich bloß wegen wörtlicher und thätlicher Ehrenbeleidigung zu verantworten. Engelbert und Anastasia Stöger, ein Hausmeisterpaar, haben die Wohnparteien Friedrich Wankle und Rosa Beck verklagt, weil diese gelegentlich einer interne Hausangelegenheiten betreffenden Differenz das Hausbesorgerpaar tüchtig durchgebläut und beschimpft hätten. Die Klägerin Anastasia Stöger verlangt unerbittlich die Verstrafung der Beck; mit wehmüthsvoller Geberde weist sie auf das Büschel Haare und betont, daß ihr die Angeklagte die „schönsten Haare“ ausgerissen habe und daß sie jetzt ganz und gar „verschandelt“ sei. Auch Engelbert Stöger schmerzen die eigenen Prügel nicht so, als die durch den Haarverlust verminderte Schönheit seiner Gattin. Der Angeklagte Wankle, ein Mann von herkulischer Gestalt, erzählt den Vorfall folgendermaßen: „Mir hat die Hausfrau in Folge einer Tratscherei des Hausbesorger's die Wohnung gekündigt. Da hab' ich ihn halt zur Rede gestellt, ihn über's Knie g'legt und halt dreingehaut, aber gar nicht stark...“ — Kläger (ein schwächlicher kleiner Mann einfallend): „Der Tag' hab' i nit sitzen können...“ — Angeklagter: „Na, jest is' doch schon wieder gut, sein's wir's a!“ — Nach längerer Debatte kommt endlich auf Bureden des Einzelrichters ein Ausgleich zu Stande, die klägerische Hausbesorgerin packt feufsend Jacke und Haarbüschel in ein Papier und ausgehöht verlassen alle Vier den Saal.

Die Schiffbrüchigen. Aus Kopenhagen schreibt man: Der englische Dampfer „Thetis“ ist vor einigen Tagen aus Grönland hier angekommen mit der Mannschaft des Schiffes „Uvidbjörnen“, das, wie bereits früher berichtet, im Grönlandseise sehr m'ekter worden. Besatzung und Passagiere hatten schreckliche Leiden ausgestanden und wurden nur wie durch ein Wunder vom Tode gerettet. Am 12. April, als das Schiff in einer sonst ungefährlichen Bucht vor Anker lag, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm, der die Eismassen in Bewegung setzte und das Schiff gegen die Felsen schleuderte, wo es in Trümmer ging. Ein Boot, das man ausgelegt und mit Proviant für einen Monat versehen hatte, scheiterte, und nur mit den größten Anstrengungen gelang es den Schiffbrüchigen, einige Felsen zu erreichen. Hier stand man ohne Nahrungsmittel, ohne Schutz gegen die grimmige Kälte, von aller menschlicher Hilfe entfernt! Auf dieser öden Kälte hielt die aus 18 Personen bestehende Schiffsgesellschaft sich drei

Wochen auf. Der Schiffszwieback, den man mitgenommen hatte, wurde vom Kapitän vertheilt. Jeder erhielt zwei pro Tag, und am Strande fand man eine Höhle, wo man die Nächte verbrachte. Den Durst, der die Leute schrecklich plagte, mußte man mit Eiswasser löschen. Es dauerte 20 Tage, ehe man eine Verbindung mit Jütland erhielt. Während dieser schrecklichen Zeit zeichnete sich eine deutsche Dame, Fräulein Fogdal aus Schleswig, durch ihren Muth und ihre Aufopferung aus. Sie beabsichtigte mit dem „Uvidbjörnen“ nach Julianehaale, der grönländischen Kolonie, zu reisen, um dort einen deutschen Missionär zu heirathen. Sie tröstete und pflegte ihre Leidensgenossen und erregte durch ihre Aufopferung die Bewunderung der ganzen Mannschaft. Obgleich man von Hunger und Durst gänzlich ermattet war, kletterte man jeden Tag auf die hohen Felsen, um nach einem Schiffe, das Hilfe bringen könnte, zu spähen, jedoch vergebens. Zuletzt beschloß der Kapitän, in kleinen offenen Booten nach Jütland zu segeln, was natürlich wegen der großen Eisblöcke mit großer Lebensgefahr verbunden war; man hatte jedoch keinen anderen Ausweg. Nach zwölf Stunden begegnete man glücklicherweise dem Dampfer „For I“, der aus Jütland ausgeschied war, um die Schiffbrüchigen zu holen, und sie dorthin führte, worauf „Thetis“ sie nach Kopenhagen brachte. Nur Fräulein Fogdal blieb in Jütland zurück, um später nach Julianehaale zu reisen. Von der Bejagung erlag einer unterwegs seinen Leiden und seine Leiche wurde in die See gesenkt.

Ueber den Geschmack der verschiedenen Präsidenten Frankreichs plaudert ein Pariser Blatt Folgendes: Jeder neugewählte Präsident hat bekanntlich das Recht, für seine Wohnräume neue Einrichtungsstücke zu verlangen, die dann so lange in Verwendung bleiben, bis sein Nachfolger kommt. Der bescheidenste von allen bisherigen Präsidenten war Adolph Thiers. Dieser verlangte, daß man Alles beim Alten lasse und nur die Thürschlößer ändere, die mit den faiserlichen Insignien versehen waren. Als man ihm aber mittheilte, daß diese kleine Reparatur achtzigtausend Francs kosten würde, indem das Elysée zwölftausend Thiren habe, verzichtete er auch darauf. Marshall Mac Mahon stellte die Forderung, daß man für ihn und seine Gemahlin die Möbel aus den Gemächern der Kaiserin Eugenie verwenden möge. Grey verlangte, daß man in seinen Zimmern Spieltische aufstelle, ferner einen riesigen Schreibtisch und einen Topf mit Kleister und eine Sammlung von Federn mit dicken Stielen. Madame Carnot hatte die Idee, sämtliche Gemächer, die ihr zur Verfügung standen, im Stile Ludwigs XIV., des königlichsten aller Könige, möbliren zu lassen. Die meisten Veränderungen brachte der kurze Aufenthalt von Madame Casimir Périer mit sich, welche die Wandbekleidung des Speisezimmers und Kaffeesaales mit verschwenderischer Pracht herstellen ließ. So bedeutend waren diese Veränderungen, daß sie beim Einzuge von Madame Faure noch nicht vollendet waren. Diese soll allerdings ganz das Gegenheil von ihrer Vorgängerin bilden; sie soll dem Tapezierer einfach gebieten: „Ich vertraue ganz Ihrem Geschmack, bitte daher, nur alles einfach und bequem herzurichten.“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Die Guldigungen zu Fürst Bismarck's 80. Geburtstags sind nun beendet, wenigstens vorerst, und damit hat eine denkwürdige Epoche im Leben unseres Volkes ihren einstweiligen Abschluß gefunden. Die Erinnerung an die großen Tugenden der erhabenen Bismarck's in unserem Volke festzuhalten ist so recht geeignet, ein in der C. S. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München erschienen, reizend ausgestattetes Buch unter dem Titel: **Fürst Bismarck's 80. Geburtstags. Ein Gedenkbuch.** Herausgegeben von Karl Wippermann. (300 Seiten. H. 8°. Gebunden 3 M.). — Die Schrift beginnt nach einem Rückblick auf die Jahre 1890–94 mit der Widmung der so epochemachenden Reden Bismarck's an die Polen und Westpreußen vom Herbst 1894. Daran reiht sich der Bericht über die Vorfeier des 80. Geburtstages, wobei auch über die Verhandlungen im Reichstag genau referirt wird. Dann folgt der Besuch des Kaisers in Friedrichsruh am 26. März und nun beginnt die eigentliche Geburtstagsfeier am 1. April mit dem Empfang der Universitätsrektoren, der deutschen Studenten und der Hamburger unter würdlicher Anführung der an diese von Fürst Bismarck gerichteten Reden. Die Feier des 1. April im Reich und im Ausland wird kürzer berichtet, doch ist auch hier nichts Wesentliches übergegangen. Zum Schluß folgt die lange Reihe der Guldigungen vom 2. April bis 26. Mai. Bei der Lektüre der von Fürst Bismarck an alle diese Deputationen gehaltenen Reden, die uns Wippermann's Gedenkbuch nun erstmalig im Zusammenhang ermöglicht, bewundern wir, wie der Fürst für jede Provinz, jeden Stamm und jeden Stand ein besonderes Wort hatte, und wie doch schließlich in allen Reden derselbe Grundton durchklingt: die innige Liebe zum deutschen Vaterland und der heiße Wunsch, daß vor allem das Nationalbewußtsein in unserem Volke erlaube, aber auch die zuversichtliche Hoffnung, daß die Erhaltung des Werkes des Fürsten, des deutschen Reiches und der deutschen Einheit trotz allem außer Frage stehe.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.